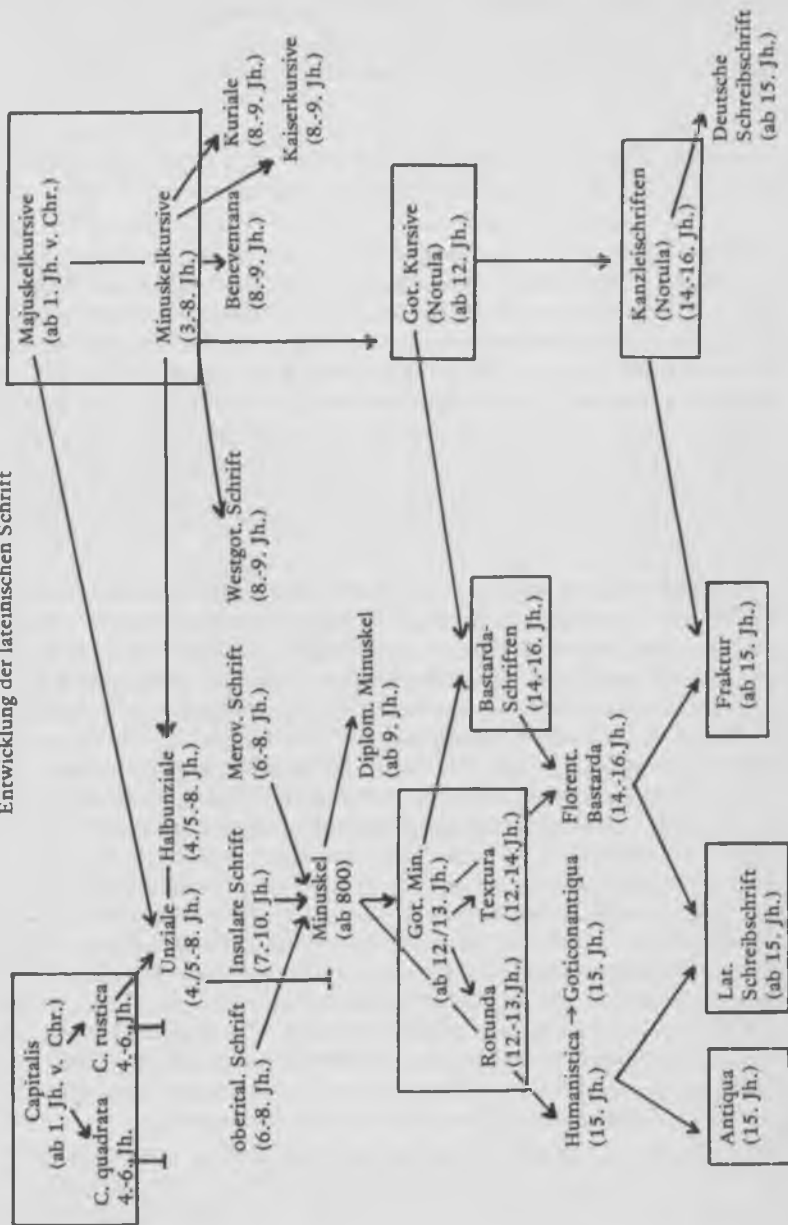


Variationen der Schreibschwierigkeiten deutscher Sprache in der historischen Entwicklung

Bei der Beurteilung der Schreibschwierigkeiten in der Entwicklung der deutschen Sprache müssen grundsätzlich zwei Aspekte berücksichtigt werden, die jedoch zusammenhängen. Einerseits handelt es sich um die Entwicklung der Schriftformen und um die Anwendung der Schrift in der Aufzeichnung sprachlicher Äußerungen. Andererseits geht es um das Problem der gesprochenen und der geschriebenen Sprache, d.h. inwieweit diese beiden Ebenen voneinander abhängen. Die hier angeführten Beispiele stammen aus verschiedenen Epochen des Deutschen; der Schwerpunkt liegt jedoch auf dem Frühneuhochdeutschen, in dem sich allmählich eine vereinheitlichte neuhochdeutsche Schreibform herausbildet.

Im Mittelalter war in weiten Teilen Süd- und Mitteleuropas Latein diejenige Sprache, in der die schriftliche Niederlegung geschah. Bis zum 7. Jahrhundert, als die frühdeutsche Überlieferung einsetzte, hatte die lateinische Schrift bereits eine lange Tradition hinter sich. Während die ältesten Schriftzeugnisse in Anlehnung an die Capitalis der Antike nur Majuskeln anwenden, treten im 6. - 10. Jahrhundert Nationalschriften auf, die unterschiedliche Schriftformen zustandebringen. Neben Unziale und Halbunziale wird in Italien und im Merovingerreich eine stilisierte Form der Kursive (Halbkursive) als Buchschrift herangezogen, deren Formen sich deutlich von denen der Urkundenkursive unterscheiden. Auf der Basis der Halbkursive entstehen im 7. - 8. Jahrhundert unter dem Einfluß der oberitalienischen, insularen (angelsächsischen und irischen) und der merovingischen Schrift in vielen Schreibzentren Minuskelschriften. Die Minuskelschrift wurde von Karl dem Großen und von Alkuin, dem Abt von St. Martin in Tours, besonders gefördert und verbreitete sich über ganz Westeuropa. Im 12. - 14. Jahrhundert entwickelten sich die gotischen Schriften, in denen im damaligen deutschen Sprachraum Rotunda und Textura sowie gotische Kursive (Notula) angewandt wurden. Im 14. - 16. Jahrhundert entwickelten sich aufgrund der gotischen Minuskelschrift und der gotischen Kursive Bastarda-Schriften sowie Kanzleischriften in Notula, die seit dem 15. Jahrhundert die deutsche Schreibschrift bilden. Eine schematische Darstellung der Entwicklung der lateinischen Schrift findet sich auf der nächsten Seite.

Entwicklung der lateinischen Schrift



Die Vervielfältigung der Literatur und die Herstellung der Handschriften geschah bis zum 12. Jahrhundert in sog. Skriptorien, die Klöstern angehörten. Wenn ein Kloster eine eigene Bibliothek aufbaute oder für auswärtige Empfänger Bücher schrieb, konnte die Gemeinschaft der Schreibermönche oder gelegentlich auch die schreibender Nonnen über viele Jahre bestehen und den Schriftstil der Schreibschule tragen. Ein Generationswechsel fand statt, hinterließ jedoch kaum Spuren im Schriftbild.

Im späten Mittelalter nimmt der Gebrauch der Schrift zu, und neue Berufsgruppen beherrschen die Schreibkunst. Es sind nicht nur Mönche und Nonnen, sondern auch Mitglieder neuer geistlicher Gemeinschaften, die sich speziell dem Bücherschreiben widmen, Weltgeistliche, Notare, Berufsschreiber aus dem geistlichen und weltlichen Stand, Lehrer, Studenten und Schüler – sie alle beteiligen sich an der Herstellung der Handschriften. Im 15. Jahrhundert, nach der Erfindung des Buchdrucks, treten an die Stelle der Schreiber zu einem großen Teil der Autor, der Korrektor und der Drucker; der handschriftliche Bereich vor allem im Kanzleiwesen wird aber auch ausgeweitet, und der Kreis der Schreibkundigen nimmt ständig zu.¹

Die althochdeutsche, oder wie sie allgemeiner bezeichnet werden kann, die frühhochdeutsche Sprache, beruhte auf der Grundlage von Stammes Sprachen; die Grenzen der einzelnen Sprachlandschaften deckten sich jedoch nicht mit den alten Stammesgrenzen – eine Kommunikation in gesprochener Sprache gab es sicherlich bereits vor dem 7. Jahrhundert, als die schriftliche Überlieferung einsetzte. Es stellt jedoch eine erstaunliche Leistung der Schreiber seit dem 7. Jahrhundert dar, daß sie die althochdeutsche Sprache mit dem lateinischen Alphabet wiederzugeben vermochten. Die Schreiber gingen zwar nicht mit der Genauigkeit eines modernen Dialektforschers mit dem Alphabet um, sondern bemühten sich darum, die charakteristischen Züge der Lautebene in der Schrift zu reflektieren. Es stellt sich außerdem die Frage "ob die Grundlage der Schreibung noch das Lateinische oder schon das Romanische gewesen ist: westfränkisches (merovingisches), langobardisches Latein oder Deutsch, westliches und südliches Romanisch oder alle diese".² Es steht auf jeden Fall fest, daß die angelsächsische Schreibtradition im Ostfränkischen Spuren hinterlassen hat: in den Schreibungen ⟨z⟩ und ⟨zz⟩ (*baz, lāzzan*) treten Zeichen für die Spirans und in Schreibungen ⟨zz⟩ (*sizzan*) für Affrikata zutage, die das Latein nicht hatte.³

Die langen Vokale werden in den meisten Handschriften nicht gekennzeichnet. Obwohl es z.B. in der Benediktinerregel Doppelschreibungen (*leeren, ketaan, sunnuun*) gibt, ist bereits seit dem Althochdeutschen

die Wiedergabe der langen Vokale durch ein einfaches Zeichen die Regel. St. Sonderegger betont jedoch, daß es schon im Althochdeutschen systematisch geregelte Schreibsysteme gab, vor allem in der Isidor-Übersetzung nach 800, bei Otfried von Weißenburg um 860-870, bei Notker von St. Gallen um 1000 und bei Williram von Ebersberg um 1060.⁴ Fr. Kauffmann weist lange vor der Konstituierung der graphemischen Forschung nach, daß die Wandlungen der althochdeutschen Orthographie nicht immer auf lautliche Änderungen zurückzuführen sind.⁵ Es gab offensichtlich bereits im Althochdeutschen eine Erscheinung, die von Th. Frings und L.E. Schmitt als Schreibzwang bezeichnet wird.⁶ Dies führte auch dazu, daß die sich allmählich abzeichnenden lautlichen Änderungen nur zögernd und u.U. erst Jahrhunderte später in der Schrift wiedergegeben wurden. Andererseits existieren Handschriften, deren Schreiber sich um die Wiedergabe der gesprochenen Sprache bemüht haben. Ein Beispiel möge dies verdeutlichen.

Im allgemeinen gilt die Reduktion der vollen Vokale in unbetonten Silben als differenzierendes lautliches Merkmal des Mittelhochdeutschen gegenüber dem Althochdeutschen. Dies gilt auch in den althochdeutschen kirchlichen Handschriften der Klosterschulen, die offensichtlich an eine Schreibnorm gebunden waren und die Zeichen für die vollen Vokale benutzten. Es gibt jedoch zwei althochdeutsche Texte, die umgangssprachliche Redewendungen enthalten und deshalb die faktisch gesprochene Sprache in der Schrift wiedergeben. Das eine, in den Kasserler Glossen enthaltene Gesprächsbuch aus dem Bairischen des 9. Jahrhunderts, behält die festen orthographischen Konventionen bei, das andere, die "Pariser Gespräche" aus dem Mittelfränkischen des 10. Jahrhunderts, weist Züge auf, nach denen der Schreiber versucht hat, das Gehörte ohne Gebundenheit an eine Schreibtradition aufzuzeichnen. Die Assimilationserscheinungen zwischen Wortauslaut und dem folgenden Anlaut wie

gimer für gib mir; semergot für sam mir got; su ille für so willu sind kaum anders zu erklären. Die Belege weisen auf phonetische Erleichterungen des tatsächlich gesprochenen Althochdeutschen hin, die aus den orthographisch vereinheitlichten Handschriften der traditionsgebundenen Schreiber nicht ersichtlich werden. Das ist der Fall auch in den folgenden Belegen aus derselben Glosse:

guane für (h)wannen; ubele für ubilo; sclaphen für slāfan. Die Abschwächung der vollen Endsilbenvokale, die auch in anderen Texten des 10. Jahrhunderts stärker zu bemerken ist, wird hier bereits im absoluten und gedeckten Auslaut und in unbetonten Zwischensilben durchgeführt. Der Abstand zur traditionell-konservierenden Schreibweise ist offensichtlich.⁷

In der Überlieferung des Mittelhochdeutschen spielen die literarischen Handschriften eine große Rolle. Sie reflektieren die wesentlichen Änderungen zwischen dem Althochdeutschen und Mittelhochdeutschen, vor allem die Schwächung der vollen Nebensilbenvokale zu einem ⟨e⟩. Andererseits wird unsere Vorstellung vom geschriebenen Mittelhochdeutschen durch die Editionen geprägt, die nach dem Vorbild K. Lachmanns ein Normalmittelhochdeutsch rekonstruieren. So wird in den Editionen zwischen kurzen und langen Vokalen unterschieden, obwohl die Handschriften dies in der Regel nicht kennzeichnen. Bei der Edition eines mittelhochdeutschen Textes handelt es sich oftmals um eine Rekonstruktion. Wie unterschiedlich und weit entfernt vom Original solche Texte sein können, mag ein Beispiel verdeutlichen.

Die "Kudrun" wird als das kleinere und jüngere der beiden wichtigen mittelhochdeutschen Heldenepen zu den bemerkenswerten Denkmälern der mittelhochdeutschen Literatur gerechnet. Der sich über drei Generationen erstreckende Sagenstoff (die Sage von Hagen und seiner Gemahlin Hilde; von deren Tochter Hilde, die die Frau Hetels wird; von Kudrun, der Tochter Hetels und Hildes) bietet einen Motivreichtum, der vielfach an die Seite des Nibelungenepos gestellt wird. Der Sagenstoff ist über Generationen mündlich überliefert worden, aber nur in einer einzigen Handschrift im sog. Ambraser Heldenbuch aus dem 16. Jahrhundert erhalten. Wie R. Wisniewski in ihrer Kudrun-Monographie anführt, sei das erste Anliegen der Forschung, "das Gedicht in die mittelhochdeutsche Sprachform seiner Entstehungszeit und seines Entstehungsraumes zurückzuübersetzen, also in das Mittelhochdeutsche des 13. Jahrhunderts, und zwar in seiner bairisch-österreichischen Ausformung".⁸ Daß jedoch ein solches Unternehmen trotz sagengeschichtlicher, quellenkritischer sowie literatur- und religionshistorischer Untersuchungen kaum ein objektives Bild von der tatsächlichen Überlieferung vermitteln kann, zeigen die großen Unterschiede zwischen der einzigen erhaltenen Niederschrift und den vorhandenen Editionen. Ein Textbeispiel aus der 17. Äventiure (854, 1-4) besitzt nach der Handschrift die folgende Form:

*Schiere sahen sy vliessen. drey kyēle gūt. (2) vnd newe kyelen reiche.
die trügen auf der flūt. (3) manigen der das creūtze trüge selten.
(4) durch die gotes ere. an seinen claiden. des muesten entgelten
die Heldn̄ aus Ormanie sere.*

Davon haben (3) und (4) in der Rekonstruktion folgende Varianten:

*manegen, der daz kriuze truoc durch die gotes ere: des muosten engelten die
helde üz Ormanie sere* (A.J. Vollmer, Leipzig 1845)

mangen derz kriuze selten truoc durch die gotes êre: des muosten sît engelten die helden ûz Normanîe sêre (L. Ettmüller, Leipzig 1847)

manegen der daz kriuze durch gotes êre selten truoc an sînen kleiden, des muosen die ûz Ormanîe engelten (K. Bartsch, Leipzig 1865-1885; B. Symons, Halle 1883-1914; B. Symons-B. Boesch, Tübingen 1954-1964)

manegen, der selten truoc durch die gotes êre daz kriuze: des engelten muosen die ûz Ormanîe sêre (E. Martin, Halle 1872-1902)

manegen, der daz kriuze truoc durch die gotes êre selten an sînen kleiden, des muosten di belede sît engelten sêre (P. Piper, Stuttgart 1895)

manegen der daz kriuze truoc selten durch gotes êre, des muosten entgelten die helde ûz Ormanîe sêre (K. Heinzel, Leipzig 1890)

manegen der daz kriuze truoc durch die gotes êre an sînen kleiden selten: des engulten die ûz Ormanîe sêre (M. Rieger, ZfdA 1909)

mangen der daz kriuze durch gotes êre selten truoc an sînen kleidern: des muosten die ûz Ormanî engelten (E. Sievers, Leipzig 1947)

Angesichts derartig abweichender Interpretationen wäre zu erwarten, daß die Forschung auf die originalgetreue Handschriftenwiedergabe F. Bäumls zurückgreifen werde.⁹

Bereits im 10. Jahrhundert, in der althochdeutschen Periode, lassen sich in Namenbelegen aus dem bairisch-österreichischen Raum Anzeichen dafür finden, daß die langen Vokale /ī/, /ū/ und /ü/ unter bestimmten Voraussetzungen diphthongiert wurden. Es dauerte jedoch bis ins 14. Jahrhundert ehe sich diese Erscheinung über den größten Teil des deutschen Sprachgebietes verbreitet hatte. Gleichzeitig mit der Diphthongierung treten andere Erscheinungen, vor allem die Monophthongierung der mittelhochdeutschen Diphthonge /ie/, /uo/ und /üe/ sowie einige qualitative Änderungen der Phoneme auf. Diese Erscheinungen haben zur Konstituierung der frühneuhochdeutschen Periode in der deutschen Sprachgeschichte geführt.

Die frühneuhochdeutsche Sprache weist jedoch so vielfältige Erscheinungsformen auf, daß es berechtigt ist, von einem Diasystem des Frühneuhochdeutschen zu sprechen. Einerseits stehen die theoretischen und sprachpraktischen Bemühungen um eine überregional vereinheitlichte Form des Deutschen im Vordergrund, die den wachsenden Kommunikationsbedürfnissen auf der schriftlichen Ebene gerecht werden sollte und zu einem großen Teil bereits im 16. Jahrhundert verwirklicht wurde. Andererseits stehen die unterschiedlichen Varianten des Frühneuhochdeutschen zur Diskussion, die auf die zeitliche Entwicklung der Sprache (Historiolekte), auf die sprachgeographische Gliederung des Deutschen (Schriftdialekte) sowie auf das Vorkommen der Sprache in verschiedenen Textsorten und auf die Verwendung der Sprache in verschiedenen

Situationen und durch unterschiedliche Gruppen von Sprechern und Schreibern (Soziolekte) zurückzuführen sind.¹⁰

Das Verhältnis zwischen gesprochener und geschriebener Sprache wird bei dieser Entwicklung von verschiedenen Faktoren beeinflusst; wie sich die Herausbildung der Schriftregeln im einzelnen vollzogen hat, wird in der Untersuchung der Schreiberschulen und ihrer Tradition nur am Rande berücksichtigt. In der Entwicklung des Frühneuhochdeutschen ist somit ebenfalls ein Schriftzwang zu beobachten. Sprechen und Schreiben bedeuten mehr als Laute und das Umsetzen von Lauten in Zeichen; Laute variieren um einen konstanten Kern, der wiederum durch die Zeichen symbolisiert wird. Mit der Ausdehnung des Schreibens und mit der Verschriftlichung des Lebens entsteht eine Tendenz zur Vereinheitlichung; das schriftlich Fixierte wird zu einem Zwang für gleichzeitige und zukünftige Schreiber.¹¹ Die Erforschung der geschriebenen Sprache als linguistisches Teilgebiet, das in den dreißiger Jahren gleichzeitig in der Prager Schule (Artymovyc̣, Vachek) und bei finnischen Sprachwissenschaftlern (Penttilä) begann, zeigt in der neuesten Zeit, daß die Entwicklung der geschriebenen Sprache eigenständig und ohne einen direkten Bezug zur lautlichen Entwicklung verläuft.¹² Insofern handelt es sich in den Tendenzen zur Vereinheitlichung im Frühneuhochdeutschen um Erscheinungen, die sich außer in der Lexik und Syntax vor allem in der Graphemik bemerkbar machen.

Neben der als Schriftzwang bezeichneten Erscheinung und den damit verbundenen Ausgleichstendenzen trägt die räumliche Gliederung des deutschen Sprachraumes dazu bei, daß die deutschen Sprachlandschaften ihre Ausformung im ausgehenden Mittelalter erfahren. Der alte fundamentale Gegensatz zwischen Hochdeutsch (Binnendeutsch) und Niederdeutsch (Küstendeutsch) bleibt bestehen; mit den Siedlungsbewegungen seit dem 10., vor allem jedoch seit dem 12. - 13. Jahrhundert, entstehen auf altem slawischen Boden im Osten neue deutsche Sprachlandschaften: in Mecklenburg, Pommern, Brandenburg das Ostniederdeutsche und in Thüringen, Sachsen, Schlesien das Ostmitteldeutsche. Da die Siedler z.T. aus dem westmitteldeutschen, z.T. aus dem oberdeutschen Raum kamen, war in dem neuentstandenen deutschen Sprachgebiet eine Voraussetzung für Ausgleichstendenzen gegeben: obwohl die Siedler ihre Heimatmundart mitbrachten, konnten sie diese in der neuen Umgebung nicht beibehalten — es kam zu Mischungen von Erscheinungen unterschiedlicher Provenienz.

Aus dem 13. Jahrhundert finden sich ca. 2.500 deutsche Urkunden, von denen ca. 2.200 aus Straßburg, Basel und Zürich, die übrigen 300 aus dem niederdeutschen Raum stammen. Im 14. Jahrhundert nimmt der

Gebrauch des Deutschen gegenüber dem Lateinischen als Geschäftssprache zu, zumal die Städte bereits eigene Kanzleien besitzen. In den wirtschaftlichen und geistigen Zentren des "Altlandes", in Köln, Nürnberg, Augsburg und Straßburg, halten die Kanzleien an ihren regionalen Besonderheiten fest, während sich in Norddeutschland und in den neugewonnenen Ostgebieten eine niederdeutsche Schriftsprache entwickelt. Diese wird jedoch u.a. in den Urkunden aus Halle, Mansfeld, Eisleben, Merseburg und Dessau im 14. - 15. Jahrhundert, etwas später auch aus Wittenberg, durch eine hochdeutsche Schreibform verdrängt. Obwohl es noch keine orthographische Norm gibt, weisen Urkunden aus Erfurt, Mühlhausen, Jena, Leipzig und Meißen im 14. Jahrhundert eine Reihe von Gemeinsamkeiten auf. Varianten sind jedoch zahlreich; auch in kurzen Texten wechseln untereinander die Schreibformen *tun, tūn, tuen* für "tun", *brife, brieffe, brieve* für "Brief", *burgere, borgere* für "Bürger", *met, mit* für "mit". Fast alle Urkunden der genannten Städte vermeiden unverschobenes /t/; nur vereinzelt begegnet *dit* für "dies".¹³

In der Entwicklung des Deutschen haben sich die dialektalen Großgebiete bereits im Frühneuhochdeutschen herausgebildet. Während im Wortschatz des Frühneuhochdeutschen anhand der Wortgeographie geklärt werden kann, welche lexikalischen Formen miteinander und in verschiedenen Teilen des deutschen Sprachgebietes konkurrieren und welche davon dann in die neuhochdeutsche Standardsprache eingedrungen sind, läßt sich in der Graphemik eine in verschiedenen Teilen des Sprachgebietes auftretende Tendenz zum Ausgleich der ursprünglich unterschiedlichen graphemischen Formen feststellen. Da diese Entwicklung zu einem vereinheitlichten Neuhochdeutsch hin sich über Jahrhunderte und über die verschiedenen Sprachlandschaften erstreckt, ist es für das Gesamtbild der Ausgleicherscheinungen von Wichtigkeit, die charakteristischen graphemischen Formen in den einzelnen Sprachlandschaften zu beschreiben.

In der Graphemik des Frühneuhochdeutschen kann eine Einteilung des hochdeutschen Sprachraumes in vier Großgebiete vorgenommen werden. Demnach wird zwischen Ostoberdeutsch (Südbairisch, Mittelbairisch, Nordbairisch, Ostfränkisch), Westoberdeutsch (Südfränkisch, Schwäbisch, Niederalemannisch, Hochalemannisch), Ostmitteldeutsch (Thüringisch, Obersächsisch) und Westmitteldeutsch (Hessisch, Rheinfränkisch, Moselfränkisch, Ripuarisch) unterschieden; für die kartographische Darstellung wird auf die Mundartkarten des Neuhochdeutschen hingewiesen.¹⁴ Eine Fünfferteilung, in der vom Ostoberdeutschen noch Nordoberdeutsch getrennt wird, ist für das Frühneuhochdeutsche nicht

eindeutig durchführbar, da das Nordbairische und Ostfränkische anhand zahlreicher Untersuchungen parallele Erscheinungen aufweisen.

Über die Entstehung der frühneuhochdeutschen Schriftlichkeit herrschen seit gut 100 Jahren unterschiedliche Ansichten, die jeweils einer bestimmten Sprachlandschaft große Bedeutung zuschreiben. Nach den Untersuchungen von W. Besch, Hans Moser sowie mehreren Autoren aus dem ostmitteldeutschen Raum scheint festzustehen, daß die ostoberdeutsche und die ostmitteldeutsche Sprachlandschaft bereits im 16. Jahrhundert eine relativ einheitliche Schriftsprache aufweisen; da kommt Zentren wie Wien, Nürnberg, Erfurt, Dresden und Wittenberg eine besondere Rolle zu.¹⁵ In der älteren Forschung wurde betont, daß die frühneuhochdeutsche Schriftlichkeit im Prag des 14. Jahrhunderts eine besonders deutliche Tendenz zur Vereinheitlichung zeigte. Die Thesen über den Anteil Prags, die auf Widerspruch gestoßen sind, seien hier kurz wiedergegeben, um zu zeigen, welche Faktoren in der Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache mitwirken.

Eine Sonderstellung im 14. Jahrhundert nimmt die Sprache der Kanzlei Karls IV. (1346-1378) in Prag ein. Von den 138 Schreibern der kaiserlichen Kanzlei stammten 51 aus Böhmen, Mähren, Schlesien und Polen, 18 aus Worms, Mainz, Trier und Köln, 15 aus Bamberg, Würzburg und Nürnberg sowie 9 aus Magdeburg. Somit waren verschiedene Sprachlandschaften zahlenmäßig unterschiedlich vertreten; es läßt sich nicht nachweisen, in welchem Verhältnis einzelne Urkunden von einem bestimmten Schreiber stammten. Im allgemeinen verzeichnen die Urkunden die neuen Diphthonge mit ⟨ei⟩ bzw. ⟨ey⟩, ⟨au⟩ bzw. ⟨aw⟩ und ⟨eu⟩ bzw. ⟨ew⟩ in *reich*, *haus*, *lewte*. Die Monophthongierung des mhd. /uo/ ist in der Schreibung ⟨u⟩ durchgeführt worden, z.B. *gut*. Die Schreibung ⟨ie⟩ ist in *lieben*, *sie* beibehalten worden, denen auch monophthongierte Formen mit ⟨i⟩ in *liber*, *brife* zur Seite stehen. Schwankungen treten häufig auf; in einzelnen Urkunden sind sogar nicht-diphthongierte Formen zu finden. Parallelförmige wie *beilig*, *belig* sowie unverschobenes ⟨pp⟩ in *kloppen* weisen darauf hin, daß der Schreibusus noch nicht konsequent war. Das gleichzeitige Auftreten der Diphthongierung als bairisch-österreichischer Erscheinung und der Monophthongierung als mitteldeutscher Erscheinung hat in der Forschung mehrere Jahrzehnte lang dazu geführt, daß der Ursprungsort der vereinheitlichten neuhochdeutschen Schriftsprache in Prag angesetzt wurde.¹⁶ Obwohl die unterschiedlichen Ansichten über die Rolle der Prager Kanzleisprache in den Ausgleichstendenzen Anlaß zur Kritik gegeben haben, sind die Ausführungen über die Prager Kanzleisprache von so fundamentaler Bedeutung für die deutsche Sprachgeschichte, daß die Ergebnisse verschiedener Autoren hier zu-

sammengefaßt dargestellt und in den Gesamtkomplex der frühneuhochdeutschen Vereinheitlichungstendenzen eingeordnet werden sollen.

A. Socin vertritt in seiner Untersuchung aus dem Jahre 1888 die These, daß zur Zeit Karls IV. die Schreiber in den Kanzleien in ihrer Mundart schrieben. Er stellt damit die Herkunft der Schreiber in den Vordergrund und hält dies für entscheidend für die angefertigten Urkunden. Er schließt aber nicht aus, daß es zu einer gegenseitigen Beeinflussung im Schreibstil verschiedener Schreiber gekommen sei. Für die Kanzlei Karls IV. nimmt Socin an, daß sich die in Böhmen vorherrschenden obersächsischen und bairisch-österreichischen Mundarten überlagerten und daß es im 13. Jahrhundert zu einer Vermischung kam; u.U. trafen sich beide Richtungen, wobei sich die österreichische Mundart letztlich durchsetzte. Die aus der Kanzlei Karls IV. überlieferten Urkunden seien direkte Vorläufer der neuhochdeutschen Sprache, wesentlich stärker neuhochdeutsch abgefaßt als etwa Urkunden aus den rheinischen Gebieten. Die böhmische Kanzleisprache hat die neuhochdeutschen Diphthonge durchgeführt; der Grundton des Vokalismus im Neuhochdeutschen sei eher bairisch-österreichisch als mitteldeutsch.¹⁷

Nach V. Moser kam es nicht durch die mittelhochdeutschen Schreiber mit ihrer Literatursprache zur Herausbildung der Schriftsprache; vielmehr lägen die Wurzeln der Schriftsprache in den Kanzleien der Fürsten und der Städte, wo in immer stärkerem Maße Urkunden in deutscher Sprache abgefaßt wurden. Noch unter Ludwig dem Bayern (1314-1347) war es üblich, daß sich die Schreiber ihrer eigenen Mundart bedienten; mit Karl IV. trat eine Wende ein. Moser ist der Ansicht, daß dies mit dem Einfluß der Renaissance in Italien zusammenhängt, wo Dante eine schriftsprachliche Bewegung ausgelöst habe; unter deren Einfluß habe sich in der Prager Kanzlei eine konventionelle Schreibweise herausgebildet, die sich im Laufe der Zeit zu einer schönen Gleichmäßigkeit entwickelte. Die Ansichten Mosers sind hypothetisch; es ist nicht hinreichend erklärbar, weshalb die Renaissance gerade in der Prager Kanzlei zu den Ansätzen einer frühneuhochdeutschen Schriftsprache geführt habe.¹⁸

A. Bernt geht von einer Unterscheidung zwischen Schriftsprache und gesprochener Sprache aus. In der Untersuchung des Deutschen zur Zeit Karls IV. gelangt Bernt zu der Überzeugung, daß dort bereits erste feste Regeln für die Rechtschreibung und für die regelmäßige Erhaltung der Endsilben existiert haben. Bernt hält aufgrund der Orthographie die Ähnlichkeit der Prager Kanzleisprache mit dem Neuhochdeutschen für erwiesen. Er nimmt Stellung zu den Ergebnissen anderer Forscher,

darunter zu denen K. Burdachs. Burdach geht davon aus, daß die Entstehung des Neuhochdeutschen ein kulturgeschichtliches Phänomen sei, das nur durch die Renaissancebewegung erklärt werden könne. Weiterhin kommt es zu einer Auseinandersetzung mit den Ausführungen K. v. Bahders. Bahder erkennt zwar die Ähnlichkeiten zwischen den frühneuhochdeutschen Texten in Prag und späteren neuhochdeutschen, hält aber diese Gemeinsamkeiten für zufällig und nicht für eine der Grundlagen des Neuhochdeutschen. Nach Bahders Auffassung fehlt die Fortsetzung der sprachlichen Merkmale der böhmischen Kanzlei in der späteren Kanzlei Friedrichs III. (1440-1493). Nach Bernt ist aber der Nachweis eines böhmischen Einflusses auf die Kanzlei Friedrichs III. überflüssig, da in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts die in Prag anzutreffenden Einflüsse sich im gesamten mitteldeutschen Osten vollzogen hätten. Bernt geht im weiteren davon aus, daß in Kanzleien der Fürsten und der Städte im Urkundenverkehr die literarischen Handschriften zum Vorbild für die Schriftsprache gewählt wurden; oberstes Gesetz für alle Kanzleisprachen sei die Entfernung von der Mundart und das Festhalten am überkommenen und erprobten Sprachgebrauch, der dann immer mehr erstarrte und an Bedeutung gewann. Zusammenfassend stellt Bernt fest, daß sich in Prag bereits weitgehend die neuhochdeutsche Rechtschreibung durchsetzte und hier der Boden für die spätere Entwicklung des Neuhochdeutschen bereitet wurde. Durch diese Betonung der geschriebenen Sprache hat schon Bernt eine graphemische Entwicklung festgestellt, die sich weitgehend unabhängig von der gesprochenen Sprache vollzogen hat.¹⁹

Mit einem gänzlich anderen Ansatz geht L.E. Schmitt an die Untersuchung der Urkundensprache zur Zeit Karls IV. in Prag heran. Er beschränkt sich nicht allein auf die Analyse der Urkunden aus Prag, sondern berücksichtigt auch die sprachlichen Entwicklungen in den Kanzleien der Wettiner und der Stadt Nürnberg. Nürnberg und die Kanzleien der Wettiner sind die nächsten Nachbarn Prags; in der Prager Kanzlei wurden kaiserliche, in den Kanzleien der Wettiner fürstliche und in Nürnberg städtische Urkunden erstellt, so daß sich ein Vergleich auf mehreren Ebenen anbietet. Die richtige Kanzleizugehörigkeit der Urkunden mußte für Schmitt jeweils sichergestellt werden. Er geht in seinen Untersuchungen von zwei Fragebereichen aus. Erstens fragt er nach dem Ursprung der neuhochdeutschen Sprache, denn vom Beginn der Sprache an lasse sich die Entwicklung am besten weiterverfolgen. Bei der Suche nach dem Ursprung müsse die gesamte politisch-kulturelle Entwicklung betrachtet werden. Zweitens fragt er, was unter Schriftsprache zu verstehen sei. Er definiert Schriftsprache aus sprachgeschicht-

licher Sicht als ein Schriftzeichensystem zur Objektivierung von Sprachzeichen. Sobald eine Schriftsprache existiert, gebe es auch Regeln, die mit ihrer Verfestigung zu Normen werden und die das theoretische Sprachbewußtsein formen. Hier sind somit wieder Hinweise darauf zu finden, daß die Ausgleichstendenzen vom Schriftsystem selbst her gesteuert werden.

Für Schmitt spielt die Herkunft der Schreiber eine wesentliche Rolle für die Ausformung der Schreibform; auf diesen Spuren ließen sich die einzelnen Erscheinungen und ihr Vorkommen in verschiedenen Teilen des Sprachgebietes am besten erklären. Er wendet sich gegen Ansichten, daß alle Kanzleien insgesamt an der Entwicklung des Neuhochdeutschen teilgehabt hätten. Als wesentliche Sprachlandschaften nennt er die Kanzleien am Mittelrhein mit Mainz und Trier bis ins Oberdeutsche und ins Ostmitteleutsche mit Meißen und auch mit Prag; hier seien die Hauptträger des schriftsprachlichen Werdens angesiedelt; auffallend hoch ist für Schmitt der Anteil des fränkischen Sprachgutes in den Vereinheitlichungstendenzen. Unter dem Einfluß des Oberdeutschen auf das Mitteleutsche sei es zu Ausgleicherscheinungen gekommen, die zuerst in den südlichen Teilen des deutschen Sprachraumes sichtbar geworden seien. In Böhmen lassen sich Hinweise darauf finden, daß dort am frühesten die mitteldeutsche Monophthongierung und die bairisch-österreichische Diphthongierung so auftraten, wie es für die neuhochdeutsche Schriftsprache kennzeichnend ist. Im nördlichen Teil kam es dann zur verstärkten Ausbildung der Schriftsprache, vor allem in Thüringen und in Meißen, denn hier dauerten die sprachlichen Änderungen der gesprochenen Sprache länger an als im südlichen Teil, in Prag.²⁰

Obwohl Schmitt auch auf die Uneinheitlichkeiten des Schreibgebrauchs hinweist, die auf die unterschiedliche Herkunft der Schreiber zurückzuführen ist, wird der Ausgleich im Kanzleiusus verschiedener Schreiber so offensichtlich, daß noch in der heutigen Forschungslage von einer Vereinheitlichungstendenz im Prager Deutsch des 14. Jahrhunderts gesprochen werden kann. Der Verfasser dieses Beitrags ist sogar der Ansicht, daß durch die Untersuchung weiterer Urkunden aus Prag durch E. Skála für das 16. Jahrhundert und J. Povejšil für das 17. - 18. Jahrhundert die ausgleichende Tendenz noch hervorzuheben ist und die Rolle der Prager Schriftsprache in den Gesamtkomplex der Vereinheitlichungstendenzen im Frühneuhochdeutschen einzubeziehen ist.²¹

Diese Ausführungen gingen davon aus, daß die geschriebene Sprache in der Entwicklung des Deutschen eine relative Autonomie aufweist und nur annähernd die Phonemwerte der gesprochenen Sprache widerspiegelt.

Da in der Erforschung der älteren Sprachstufen nur das Geschriebene vorliegt, ist die primäre Rolle der graphemischen Struktur eines Textes oder einer Sprachstufe in den Vordergrund zu stellen und die Redekonstruktion der phonemischen Struktur auf der Grundlage der geschriebenen und gedruckten Texte durchzuführen. In der Untersuchung der geschriebenen Sprache sind aber auch die zahlreichen nicht-linguistischen Faktoren zu berücksichtigen, wie anhand des Beispiels über die Prager deutsche Kanzleisprache angeführt wurde. Erst wenn ähnliche Untersuchungen über andere wichtige Schreib- und Druckorte durchgeführt worden sind, wird es möglich sein, ein Gesamtbild von der Entwicklung der Schriftlichkeit in der Geschichte der deutschen Sprache zu entwerfen.

Anmerkungen

- 1 Über die Entwicklung der Schrift vgl. Bischoff, Bernhard: Paläographie des römischen Altertums und des abendländischen Mittelalters. Berlin 1979, 107-298 und die dort angeführte Literatur. Am Ende dieses Beitrags wird die Entwicklung der lateinischen Schrift graphisch dargestellt.
- 2 Braune, Wilhelm/Eggers, Hans: Althochdeutsche Grammatik. 13. Auflage. Tübingen 1975, 12.
- 3 Ebd., 12.
- 4 Sonderegger, Stefan: Althochdeutsch, in: Lexikon der Germanistischen Linguistik. 2. Auflage. Tübingen 1980, 569-576, speziell 571.
- 5 Braune, Wilhelm/Eggers, Hans [Anm. 2], 13.
- 6 Frings, Theodor/Schmitt, Ludwig Erich: Der Weg zur deutschen Hochsprache, in: Jahrbuch der deutschen Sprache, 2, 1944, 67-121, 69.
- 7 Steinmeyer, Elias/Sievers, Eduard: Die althochdeutschen Glossen I-V. Berlin 1879-1922, Band 5, 517-519.
- 8 Wisniewski, Roswitha: Kudrun. Stuttgart 1963, 3.
- 9 Bäuml, Franz H.: Kudrun. Die Handschrift. Berlin 1969. Vgl. die Rezension dieser Ausgabe von Piirainen, Ilpo Tapani in: Neuphilologische Mitteilungen 71, 1970, 709-713.
- 10 Besch, Werner: Frühneuhochdeutsch, in: Lexikon der Germanistischen Linguistik. 2. Auflage. Tübingen 1980, 588-597.
- 11 Frings, Theodor/Schmitt, Ludwig Erich [Anm. 6], 69-77.
- 12 Artymovyc, Agenor: Fremdwort und Schrift, in: Charisteria Guilelmo Mathesio, Prag 1932, 114-117; Vachek, Josef: Zum Problem der geschriebenen Sprache, in: Travaux du Cercle linguistique de Prague 8, 1939, 94-104; Penttilä, Aarni: Grafeema- ja foneemasuomen suhteesta (Über das Verhältnis des Graphem- und des Phonemfinnischen), in: Virittäjä 36, 1932, 16-26.

- 13 Guchmann, Mirra M.: Der Weg zur deutschen Nationalsprache. Berlin 1964-1969, Band 1, 130-134.
- 14 Goossens, Jan: Areallinguistik, in: Lexikon der Germanistischen Linguistik. 2. Auflage. Tübingen 1980, 445-453, speziell die Karte auf S. 446.
- 15 Für die Literaturhinweise vgl. Piirainen, Ilpo Tapani: Frühneuhochdeutsche Bibliographie. Literatur zur Sprache des 14.-17. Jahrhunderts. Tübingen 1980, 71.
- 16 Schmitt, Ludwig Erich: Die deutsche Urkundensprache in der Kanzlei Kaiser Karls IV. (1346-1378). Halle 1936, 14-26.
- 17 Socin, A.: Schriftsprache und Dialekte im Deutschen nach Zeugnissen alter und neuer Zeit. Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache. Heilbronn 1888, 150-158.
- 18 Moser, Virigil: Historisch-grammatische Einführung in die frühneuhochdeutschen Schriftdialekte. Darmstadt 1971 (= Nachdruck der Ausgabe Halle 1909), 12-14.
- 19 Bernt, Alois: Die Entstehung unserer Schriftsprache. Berlin 1934, 17-26 und 103-104.
- 20 Schmitt, Ludwig Erich [Anm. 16], 14-102.
- 21 Skála, Emil: Zum Prager Deutsch des 16. Jahrhunderts, in: Festschrift für Hans Eggers zum 65. Geburtstag. Tübingen 1972, 283-305.
Povejšil, Jaromfr: Das Prager Deutsch des 17. und 18. Jahrhunderts. Prag – Hamburg 1980, 21-102.